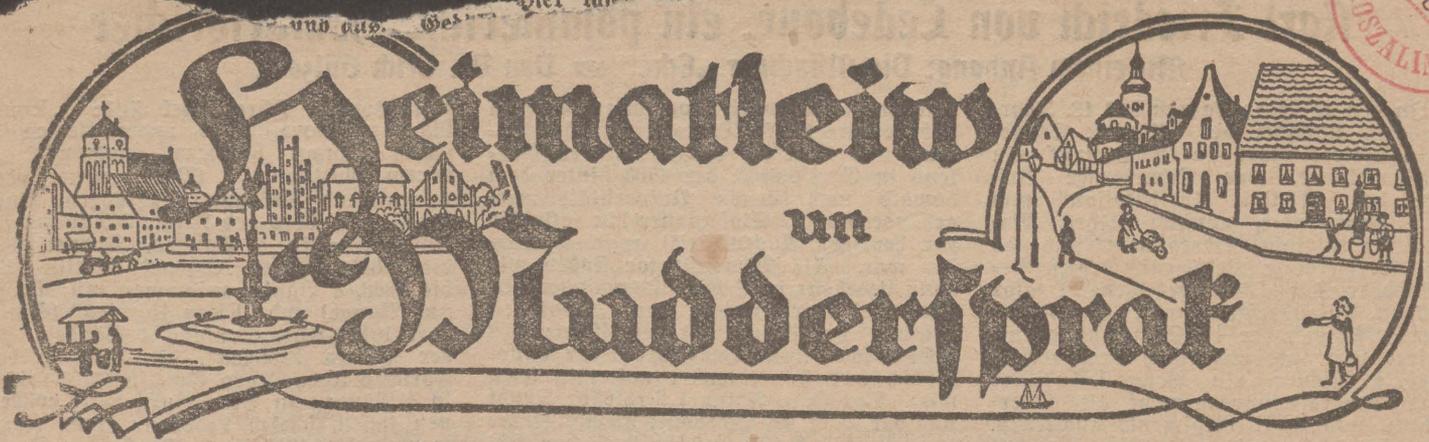


No. 117
17202
KOPALINIS



Greifswalder Geschichts-Wochenkalender.

20. November 1627: Die Wallensteiner rücken in Greifswald ein. — 1854: Der Botaniker Professor Paul Knuth hier geboren († 30. 10. 1899 in Kiel). — 21. November 1893: In der neuen Desinfektionsanstalt wird die erste Desinfektion ausgeführt. — 1897: Einweihung der Nebenbahn Greifswald—Grimmen. — 22. November 1309: Waldemar von Jütland erteilt der Stadt ein Handelsprivileg. — 24. November 1828: Konsul Karl Gräbener hier geboren. — 1904: Zimmermeister und Altermann der Bürger-Schützen-Kompagnie Johann Duff gestorben.

Dooden-Sünndag ☉ Don Daniel Ez.

Hüt, wo dei Natur in 't Starwen ligg, wo allens s'ch rüff't to dat grote Schlapengahn, hüt denken wi an all dei Leiwen, dei ut dit Låben rutgahn sünd, dei vör uns dörrch dei düster Purr gängen to en anner, bäter Låben un uns hier trüchslaten hemm, dei wi noch nich riep sünd, 'ne Stuff' höger to kamen, dei wi hier up Irden noch un' Ding' dohn un an uns arbeeden möten, bet wi uck asropen warden.

Un' leiwene Doodigen äwerst sünd dat, dei as mit Engels'händen 'ne Brügg' schlahn von Duffet nah Jenstet, dei uns helpen, un' eegen Dood to äwerwinn'n, den Dood uns lichter maken. Denn wi warden eensam up Irden, un dei Sähn'richt nah dei, dei uns vörutgahn sünd, helpt uns, all dat Irdsche, wuran wi uns gewennt hemm un wat uns leiw worden is, uptogåwen un mit lichterem Harten trüchtolaten. —

Wat wi grawen hemm, dat is nich dat, an dat wi hüt denken dohn, dat is nich dat, wat wi leiw hatt hemm. Wat wi grawen hemm, dat is man blots dat Kleed west, dat is man blots dat Dutwemige von dat west, wat in 't Låben mal ees würllich to uns spraken hett un wat wi ees leiw gewunn'n hemm. Un disse würlliche Inholt is nich dood, nee, hei låwt immer noch mit uns tohop, äwerst un schöner un rendlicher as don, as hei noch mit sin' irdsches Kleed verbunn'n was. Allerhand Striet, Newelunnigkeit, Arger un Verdrüß sünd to Plak kamen, solang dat Lief noch mit-toråden har, un irst nah dat Vergahn von dat irdsche Kleed, nah dat, wat wi „Dood“ nennen, marken wi, wurdål Gaudes un Schönes de in s'ch hatt hett, äwer den sin Afshelden wi rohrn! An steiht sin Wågend uns irst wål indringlicher un klorer vör Ogen as in dei Tied, wur hei mit all dei Schlacken s'ch rümmerrangen müßt, dei sin Lief em in 'n Låbensweg schmie-ten ded. Nu ward uns irst künig, dat nich dat Lief, woll äwerst de Geist de Saupthak an 'n Minschen is. Un dat Lief is verwestlich, äwerst de Geist is un-verwestlich! Un dorüm is de Dood de Er-löser, dörrch den wi nich in Nacht un Gråsen, woll äwerst in mihr Licht un gröttere Wullendung äwergahn. Dorüm sälen wi uns nich vör den Dood grugen un em nich so anseihn, as wenn hei Sein Klap-

perbeen mit dei scharpe Seiß wir, nee, wi möten em uns so vörstellen, as wenn hei en Lichtengel is, de uns fründlich un sacht bi dei Hand nimmt un uns wegföhren bett.

Blots hi dei, dei nich glöwen, dat wi nah den Dood noch wiederläwen orre to 'n nieges Låben beropen sünd, un dei glöwen, nah dit irdsche Låben kümmt nicks nich mihr as Nacht un Leddigkeit, — blots hi dei ward in ehr' Doodesstun' keen Ranß un keen Tauverricht sin, woll

Nee, wi möten un sälen dörrchhollen, wi dörrben nich ut dei Lih' lopen, denn süss möten wi immer wedder von vörn anfången. Beker neger an unjen Herrgott ran will, de möt all dei Lihrtieden dörr-maken, dei de Herrgott em vörschriwot, un dei, dei nich an den Herrgott glöwen, dei möten Liefers ran, denn de Herrgott will, dat sei vullkamener warden sälen, wenn sei uck noch so wedderhoorig un dwarßblidelig s'ch anstellen dohn! Sei hett doch dei Wabenhand!

Dorüm, wenn wi hüt an un' Doodigen denken, brufen wi nich tau truern, dat sei nicks mihr von dit Låben hemm, sei sünd dörrch dormit, sei sünd bäter doran as wi, sei sünd all up 'ne höger Stuff' as wi, sei sünd neger an Gott ran as wi. Ver-ståndlich is 't äwerst, wenn wi truern, dat sei nich mihr bi uns sünd, denn wi hemm sei leiw hat un müchten sei nich missen. Wenn wi sei äwerst würllich leiw hatt hemm, denn möten wi ehr uck den Upstiege, den sei dörrch den Dood erlåwt hemm, gånnen!

Nu mag männigeen, de an en Kinner-graw würllich fragen: Un worüm is min Lütt mit nahmen? 't hett jo sin' Lihrtied man jüst irst anfungen?

Dor können wi woll seggen: Disse Lütte unshüfftige Kinnerseel' is tau gaud west för dei irdsche Lihrtied, sei hett all dat Rüstüg för en höger Låben in s'ch hatt, un de fründliche Doodesengel hett seggt: „Kumm mit, Lüttling, un' Herr-gott weit en bäter Flag för di!“ Dei Angst äwerst un dei Weidag bi den Verlust von ehr leiwes Kind tau äwerwinn'n, is för dei Dellern een' von dei schweren Upga-ven, dei den Minschen ees hoch anrænt warden. —

De Sinn von Låben un Starwen is, wi sälen in dei Schaul von disse Irden-wallföhrt un in dei Bedrångnisse von un' unvullkamen Lief den Geist åuwen un em lihren laten to höger n Upstiege, dor-mit dat hei riep ward, en bäter' un wirt-vuller' Låben antofången. —

Un' Doodigen sünd nich dood, sei råden ut en bäter' Låben indringlich up uns in, wi möten sei blots hürn wi! In! Un dorto is de Dooden-Sünndag sett't, dat wi ehr Gehir gåwen un so ehr An-denken fiern, to unjen eegen Nuß un Framen!



Swatt vor Gål

Von Hans M u c h *).

De Welt is rain so flor un still,
Swatt stait de Boom vör 'n gålen Håwen,
Is gåw dat nix mihr, wat ein will,
Is gåw dat nix mihr tau erlåwen.

De Dood stait groot in 't platte Land,
Swattvör den gålen Håwenstrich.
Hei stait un hört tau Höcht sien Hand,
Fiel as en Boom — un röbgt s'ch nich.

*) Ut dat Book: „En nedderdütschen Doodendanz“ von Hans Much, mit Billef von Willy von Beckerath. Verleggt hett dat Richard Hermes in Hamborg. Is in hamborgisch Platt schråwen un schön un nahdenklich tau læsen. D. W.



äwerst Jammern süm dat, wat sei hier verlaten möten, un Grugen vör dei ewige schwarze Nacht, dei nu up sei taukümmt.

Nu warden wed seggen: Ja, wenn dat nah den Dood en bäter Låben giwot, wurüm gåwen wi uns nich s'lm den Dood, dat wi ut dit Jammertal rut un in dat bäter Låben rin kamen?

Min' leiwene Lüd', dat dörrben wi nich. Dat wir jo jüst so, as wenn en Schåuler ut dei Schaul löppt un denn s'lm Lihrer spålen will orre as wenn en Lihrtug ut dei Lih' löppt un nu Meester sin will orre as wenn en Student sin Studium hen-schmitt un nu as Perfeßer uptråden will.

Karl Friedrich von Ledebour, ein pommerischer Naturforscher

Mit einem Anhang: Die Mündner „Ecke“ von Dr. Erich Gölzow.

In den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts umfaßte der „Königl. Schwedische Kriegs-Staat in Pommern“ ein Artilleriekorps, eine Pommerische Brigade der „Königl. Fortifikation“ und zwei Regimenter, nämlich „Iro Majestät der Königin Leibregiment“ und das Pflanderhielmische Regiment, dessen Befehlshaber seit 1779 der Generalmajor Johann Pflanderhielm war. Zu diesem „Kriegs-Staat“, der in Stralsund garnisoniert war, gehörten auch drei rechtsgelehrte Richter, ein General-Auditeur beim General-Gouvernement als Oberinstanz und zwei Regiments-Auditoren. Der eine dieser beiden letzteren war seit 1765 bis zu seinem frühen Tode 1785 Herr Johann Ledebour. Das ist alles, was wir über den Vater unseres pommerischen Naturforschers wissen. Auch über die Familienherkunft liegen kaum weitere Nachrichten vor, als daß sie eine alte vorpommerische Familie war. Und das kann sehr wohl stimmen, trotz des so französisch aussehenden Namens. Denn Ledebour ist ein alter niederdeutscher Familienname und bedeutet: der Bauer auf der Leide, d. h. Heide.

Als letzter unter mehreren Geschwistern wurde Karl Friedrich Ledebour am 8. Juli 1785 in Stralsund geboren, wenige Wochen nach dem Tode seines Vaters. Die Mutter zog später nach Barth und unterhielt im Präposituswitwenhause eine der damals üblichen Privatschulen für kleine Mädchen, wie sie auch der Stralsunder Schriftsteller Friedrich von Endow sehr anschaulich aus seiner Barther Kindheit schildert*). Doch scheint Karl Friedrich gleich seinem älteren Bruder Friedrich Wilhelm, einem Schulfreunde E. M. Arndts**), das Stralsunder Gymnasium besucht zu haben. Das Vieblin-Buch des jungen Karl Ledebour war die Mathematik, die er mit solcher Begabung und solchem Erfolge betrieb, daß er schon im fünfzehnten Lebensjahre die Universität Greifswald beziehen konnte. Hier fand er an seinem Stralsunder Landsmann Karl Edmund Rudolphi, der ebenfalls seinen Vater in frühester Kindheit verloren hatte, und der bereits Dozent an der Heimatuniversität war, einen väterlichen Leiter und Lehrer. Dem Beispiele seines Vaters folgend, hatte sich Karl Ledebour zunächst der Rechtswissenschaft gewidmet; bald aber trat sein Interesse für die Mathematik und die Naturwissenschaften so stark in den Vordergrund, daß er sich ganz diesen Fächern zuwandte. Zu einem mathematischen, vornehmlich praktisch-geometrischen Staatsexamen ging er einige Jahre später nach Stockholm. Hier lernte er die beiden Vinnéschüler Karl Peter Thunberg (1749—1822) und Olav Swarz kennen; dazu machte er in Begleitung eines Bergbaubeamten eine Reise in das nördliche norwegische Grenzgebirge. Beides entschied wohl endgültig die Wahl des künftigen Berufs. Er bestand zwar seine Prüfung als praktischer Geometer und kehrte mit einem Offizierspatent nach Greifswald zurück; aber er ließ sich hier leicht bestimmen, sich um eine naturwissenschaftliche Anstellung an der Universität zu bewerben, bestand dazu am dritten Tage nach seiner Rückkehr aus Schweden das Dok-

toexamen und ward schon im zwanzigsten Lebensjahre (1805) Demonstrator der Botanik und Direktor des botanischen Gartens in Greifswald, der 1793 hinter dem damals noch neuen Universitätshauptgebäude bis zur Stadtmauer hin (also bis zur heutigen Augenklinik) angelegt worden war. Als Demonstrator finden wir dann Ledebour im Schwedisch-pommerischen Staatskalender unter den „Sonstigen Lehrern“ der Universität aufgeführt; 1808 steht er schon unter den Lehrern der Philosophie, und im Kalender auf 1812 lesen wir: „Der Herr Adjunct Professor Arndt und der Herr M. Ledebour, Demonstrator der Botanik, haben auf ihr Ansuchen Abschied erhalten, und sind auch ihre Stellen vacant.“

Damit ist das Ende von Ledebours Laufbahn in der Heimat bezeichnet; Joh. Gottfr. Ludw. Kosegarten hat es merkwürdigerweise nicht einmal für nötig gehalten, Ledebours pommerische Anfänge in seiner „Geschichte der Universität Greifswald“ (1857) zu erwähnen. 1811 erhielt der junge Gelehrte einen Ruf als Professor der Naturgeschichte, besonders der Botanik, an die Universität Dorpat. Er ging zunächst noch für einige Zeit nach Berlin und ließ sich hier von dem großen Systematiker Willdenow und dem berühmten Naturforscher Peter Simon Pallas (1741—1811) zu großartigen Plänen für die wissenschaftliche Aufstellung des weiten russischen Reiches begeistern. Die Reise nach Rußland gestaltete sich dann durch den beginnenden Kampf Bonapartes gegen den Zaren etwas abenteuerlich. Um nicht zwischen die Kriegsvölker zu geraten, mußte Ledebour die Fahrt von Danzig nach Königsberg bei stürmischer See in einem offenen Fischerboote machen.

In Dorpat entfaltete nun der junge Professor bald eine überaus rege und erfolgreiche Tätigkeit als Lehrer, Forscher und Schriftsteller. Ihr Hauptziel war die gesamte Pflanzenkunde des russischen Reiches, auf welchem Gebiete er für seine Zeit bald der bedeutendste Kenner wurde. Er und sein Kollege am Kaiserl. Garten zu St. Petersburg, Staatsrat von Fischer, machten das westliche Europa mit der östlichen Flora bekannt; die botanischen Gärten der beiden Gelehrten in Petersburg und Dorpat sammelten mit großem Fleiß und ernster Kritik die Pflanzen Rußlands, besonders auch aus Kasanien und Sibirien, und gaben sie an die botanischen Gärten des Westens weiter.

Im Jahre 1826 unternahm Ledebour eine große Forschungsreise nach dem Altaigebirge in Sibirien. In fünf Winterwochen gelangte er nach Barnaul, einer Stadt, die heute schon über 80 000 Einwohner hat; im Frühling durchquerte er dann das Gebirge bis an die chinesische Grenze. Gleichzeitig bereiste sein Schüler Karl Anton Meyer, später auch russischer Staatsrat und Akademiker, die Kirakensteppe westlich vom Altai, während ein anderer Schüler, Alexander von Bunge, später Ledebours Nachfolger in der Professur zu Dorpat (1803—1890), die östlichen Gebiete durchforschte. Eine Beschreibung von Ledebours Expedition erschien 1829 in Berlin unter dem Titel: „Reise durch das Altaigebirge und die sibirische Kirakensteppe“ (2 Bände). Sie zeigt seine vielseitige Bildung und seine scharfe Beobachtungsgabe und bildet eine reiche Fundgrube von damals neuen Erkenntnissen in Geographie, Geognosie, Botanik, Ethnographie und Statistik.

Die übrigen großen Werke Ledebours sind nach demselben Branch der gelehrten Welt noch in lateinischer Sprache geschrieben; auch sie verwerthen zum guten Teile die Ergebnisse der eben genannten For-

schungsreise. Ihre Titel sind: „Icones Plantarum novarum ve imperiecte cognitarum Floram Rossicam, imprimis Altaicam, illustrantes“ (Bilder neuer oder ungenügend bekannter Pflanzen Rußlands, besonders des Altai; 500 kolorierte Foliotafeln in 5 Bänden, Dorpat 1829 bis 1834); „Flora Altaica“ (Berlin 1829 bis 1833, 4 Bände, zusammen mit Meyer und Bunge) und „Flora Rossica“ (Stuttgart 1842—1851, ebenfalls 4 Bände). Zu der „Flora Sibirica“, die 1748—49 der Forscher Joh. Georg Smelin (1709—1755) in 4 Bänden zu Petersburg hatte erichten lassen, schrieb Ledebour einen Kommentar, der 1841 im 3. Bande der Denkschriften der Königl. bayr. Botanischen Gesellschaft zu Regensburg veröffentlicht wurde.

Im Jahre 1836 gab der fleißige Forscher seine akademische Befähigung auf; vom Zaren war ihm der Adel und der Titel eines Kaiserl. russischen Staatsrates verliehen worden. Er zog zunächst in das milde Klima von Odessa, dann ging er nach Heidelberg und 1843 nach München. Auch hier noch arbeitete er unermüdet an der wissenschaftlichen Auswertung seiner früheren Forschungen und zwang den kranken Körper noch so lange zur Arbeit, bis er seine große „Russische Flora“ vollendet hatte. Wenige Tage nachher, am 4. Juli 1851, erlag er einem Herzleiden.

Ledebour gehörte der Schule Vinnés an, die auf die Schärfe der systematischen Untersuchung und Genauigkeit der Beschreibung größten Wert legte, und blieb dieser Richtung konsequent treu bis ans Ende. „Es harmonierte dies“, so saß sein Biograph v. Martinus, „mit der klaren, besonnenen und stetigen Auffassung, welche Ledebour in allen Lebensverhältnissen geltend machte, und welche ihn bei der strengsten Rechtschaffenheit des Charakters und bei der Anmut seiner gesellschaftlichen Tugenden allen unvergleichlich machte, die ihm nahe zu stehen das Glück hatten.“

Während seiner Amtstätigkeit in Dorpat hatte sich Ledebour mit einer Deutschrussin verheiratet; die Ehe war aber kinderlos geblieben. Später in Heidelberg hatte das Ehepaar von vierzehn oder fünfzehn Kindern eines dortigen Pfarrhauses eine Tochter, Julie Drentel, adoptiert.

Die beiden nach des Staatsrats Tode zurückbleibenden Frauen sollten nun noch für einen erlesenen Münchener Künstlerkreis eine wichtige Rolle spielen, worüber Paul Henze in seinen „Jugenderinnerungen und Bekenntnissen“ dankbar und anziehend berichtet. Der junge Henze war ja auf Weibels Empfehlung 1854 von Königsberg nach München berufen worden und hatte daraufhin seine Braut, eine Tochter des pommerischen Kunsthistorikers und Dichters Franz Knaul (geboren 1808 in Stettin, gestorben 1858 als Geheimrat im Kultusministerium in Berlin) geheiratet. Das junge Paar mit einem festen Einkommen von tausend Gulden war aber nicht in der Lage, „ein Haus zu machen“, und hätte „die Trennung von den Eltern und Berliner Freunden schwer ertragen ohne die Bekanntschaft mit einer hochgebildeten alten Dame, die im Nachbarhause wohnte und uns bald eine wahrhaft mütterliche Freundin werden sollte“.

„Wodurch Weibel in einen näheren Verkehr mit ihr gekommen war“, so erzählt Henze weiter, „ist mir nicht erinnerlich. . . Eine nicht mehr ganz junge, heitere und lebenswürdige Pflegetochter . . . umgab die Greisin mit der treuesten Sorge und trug viel dazu bei, den Hausfreunden die Abende bei der feinen alten Dame anziehend zu machen. Auch Mün-

*) Vgl. „Sundine“, Unterhaltungsblatt für Neu- und Vorpommern und Rügen, 18. Jg., Stralsund 1844, S. 35 f. Dort wird die Schule der Vorgängerin von Frau Ledebour beschrieben. (S. den heutigen Artikel „Erinnerungsstränge“ D. W.) Vgl. ferner Gölzow, Vom Barther Schulwesen in früheren Tagen, Barth 1921, S. 21 ff.

**) Gölzow, E. M. Arndt und Stralsund, Stralsund 1922, S. 154.

...ändler und ...
 notable Leute gingen bei ihr ein und aus,
 am häufigsten aber das Geibelsche Ehe-
 paar und wir nächsten Nachbarn. Dazu
 gesellte sich dann auch Niehl mit seiner
 Frau und im nächsten Jahre Adolf Fried-
 rich von Schad, der durch Geibel, seinen
 alten Freund, nach München gelockt wor-
 den war, um ebenfalls ein Stammgast der
 königlichen Tafelrunde zu werden.
 „Es war ein ungemein anregender,
 geistig belebter, gemüthlich erquickender
 Verkehr, der mit einigen Unterbrechun-
 gen bis an den Tod der verehrten Frau
 (November 1868) fortbauerte. Wir nannten
 uns „die Ecke“, da sowohl Geibels
 als ich mit meiner Frau zu der guten
 Staatsrätin nur um die Ecke zu gehen

... hier lasen wir unsere neuesten
 Gedichte, Dramen, Novellen; Niehl brachte
 seine Hausmüll mit; gelegentlich ward
 eine scherzhaftige Preisaufgabe gestellt (ein-
 mal z. B. der Wettbewerb um die Ab-
 fassung eines Gedichts ohne Pointe), und
 die alte Freundin, die wir als den Eck-
 stein der Ecke feierten, wußte mit dem
 milden Blick ihrer blauen Augen in dem
 weissen, bleichen Gesicht, das dünnes Al-
 bernees Haar umrahmte, selbst Geibels
 Ungestim zu zähmen, wenn er mit Fräu-
 lein Julie, die sich nicht von ihm einschüch-
 tern ließ, wie einst in Berlin mit Luise
 Angler in einer seiner herrlichen Launen
 aneinander geriet.“
 Auch Wilhelm Heinrich Niehl (1828
 bis 1897), der Münchner Professor der

Kulturgeschichte und Direktor des dortigen
 Nationalmuseums, der bekannte Ver-
 fasser der „Kulturgeschichtlichen Novellen“,
 hat, wie Heyse mittelt, „in der Vorrede
 zu einem seiner Novellenbücher, vom
 Jahre 1874, das er „Aus der Ecke“ nannte,
 mit lebhafter Wärme jener Sonntage bei
 der verehrten alten Freundin gedacht und
 ausführlich geschildert, wie es damals
 unter uns zuging.“
 So ist der Name Ledebour nicht bloß
 durch den in Stralsund geborenen bedeu-
 tenden Naturforscher, sondern auch noch
 durch seine Witwe zu einiger Geltung ge-
 kommen, und es erschien angebracht, diese
 in Pommern wohl noch kaum beachteten
 und bekannten Thaten einmal zusam-
 men darzustellen.

De Dood un de Heid'löper ☞ Von Max Lindow.

Nach dat Ikt Heidbry keem de Dood
 nich girn. Dor geem dat so väl Holt- un
 Geisellweg, Hafenspieg' un Wildweffels,
 dat eener verbieftern kün, ihre hei sic
 dat verieeg.

Dei Lid har'n dor of all so 'ne ge-
 sunne Farm, leuten verkännt, stünd'n
 fiedig up un güng'n bi achte Tied to
 Beed. Un denn barn sei dei gesunne Luft,
 dor was säbentig un achtig gor keen Deller
 nich.

Doch, dat id dat nich vergäten doh, in
 'n Sommer was de Dood ees in dat Döry
 weft, vörmiddags, as all Lid in 't Hen
 wir'n. — As dei Ikt Dödenflock bim-
 weft har, wir'n dei Heuers in dat Wun-
 nen kamen, sei wökt'n nich, dat eener
 up 'n Dood legen har.

Abends kreeg sei to weiten, dat Tina
 Brisch'n ganz sacht, un ahn dat eener wat
 wüßt har, inschlafen wir. —

„Wir sei denn all achte?“ frög eener,
 un denn keem dat rut, dat sei doch all
 echlich Johr iller was. Awerst dessent-
 wegen har sei noch girn 'ne Tiedlang
 lewen künnt; sei wir immer noch so fitz
 döry dat Döry trippelt.

Dat har denn de Dood ganz heemlich
 afmakt, un sletdem har hei sic nich wedder
 seig'n laten.

Nu was dat November. Dei Aloc
 kün knapp man acht'n sin, un buten was
 all pichswarte Nacht! Un en Storm un
 en Daaf un en Unwäder! Grusig was
 dat Bögen un Bräken, dat Kniden un
 Knaden in dei düster Heid. Hals was
 dat den Dood all leed; denn wenn so 'n
 Bant' von hundert Johr mit Dunner-
 gepulter to Bodd'n förtten deit, denn
 kann sic sälwit de Dood up 'n Dood
 verfir'n.

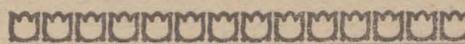
As geseget, half was dat den Dood all
 leed, äwerst hei har sic dat to fast vör-
 men. In dat ick' Hus von dat Döry
 wünte so 'n wrolen Heidlöper, eener, de
 all sic twintig Johr'n utieeg as Rübe-
 zahl. För den was dat allerhöchste Tied.
 De süll sic nich den langen, bitterfollen
 Winter denquälen mit all dei Weisdag,
 dei nu mal so 'n Deller mit sic bringen
 deit. De oll Rübezahl müßt jo denken,
 hei wir vergäten word'n, un dat leet sic
 de Dood nich girn nahleggen, hei har sin
 Daag noch keenen vergäten!

Kort vör dat Döry was de Dood
 äwerst doch noch up 'n Hoor ümflirt; sin
 Nähr' wull keenen Schridd wieder. Bi
 den Heidsee keeg de Newel so späufhaft
 up, un de Storm reet em furts to Lum-

pen un Lappen un jög dormit döry dei
 Gorn's un döry dei Heidwischen.

Dor hind de Dood sinen Jossen an en
 junge Bant' un söhte sic an den Tuh
 längs bei nah dat Heidlöperhus ran. Von
 dat Finster, wat nah dei Straat rutging,
 was dei Lut dicht. De Dood müßt äwer
 den Tuhn stiegen, dat hei in dat Gäwel-
 finster kiesen kün.

Dor seet jo de oll Grieskopp vör dat
 Abenlock, hüt bannige Bänkenflaben rin



Hans un Fründ Hein

Von Ad. Stuhlmann († 19. 11. 24 *).

Hans jung den Lewen langen Dag

Sien Leed von Lust un Lewen.

Do keem Fründ Hein un sä, if will

Dat nich meer hörn, nu blüst du still —

nu blüst du still!

Un Hans, de mus sic gewen.

Hans weer un still, doch liekers Klung

Sien Leed von Lust un Lewen

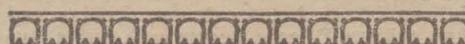
In Hus un Hof, un Schin un Staff

Dy Wisch un Feld, alsoewerall —

alsoewerall.

Do müß Fründ Hein sit gewen.

*) Dit Gedicht is ut 'n „Plattdütschen
 Dagwiser“ von 1928, äwer den ick' achter
 in „Alt 't Bänkerschapp“ noch mihr ver-
 telln doh. D. W.



un rookte dorbi ut sin' halflange Piep,
 dat dei Tobaksmullen as dicke Schwaden
 döry dei Stuw trekten. Vör luder Dampf
 un Rook wir dat oll Rübezahlgesecht gor
 nich to seihn.

Nu endlich kreeg hei den krummen
 Pudel hoch, langte in dat Abenrühr,
 kreeg 'nen gatlischen Pott rut, nehm den
 Deckel af un kräfte dei Sakennäs. Dor
 müßt' wat Netts in sin. As de Heidlöper
 dorvon wat in en Glas göt, blinkerte dat
 bi dat Lampenlicht as schieres, robes Gold.
 Schmecken müßt dat äwerst, denn de Gries
 nehm 'nen gefährlich langen Togg! Sei
 kreeg sic mit dei frie Hand of völmals
 äwer dei Wag', as här dat dor sühr sacht
 baan.

Uhhh! Un nu wir dei oll Piep all
 wedder so in 'n Gang'n, dat dei beiden
 Deckels, dei up dei Abenbank leegen, rich-

tig dat Pruschen kregen. Dei wir'n
 äwerhaupt mit ees so unranig word'n,
 höhrten dei Köpp up, klappten dei Uhr'n
 hoch un keeken nies nah dat Finster. De
 oll Heidlöper, de den Dumen all wedder
 in dei Piep har, keek of unner sin möß-
 griesen Degenbruen rut, un de Dood kün
 för eenen Dagenblick seihn, wat noch för 'n
 Füter in dei heßblagen Dagen lüchten deed.
 — Dor! Wat nu? Mit eenen Satz wir'n
 dei Deckels von dei Abenbank run un
 stün'n nu of all mit dei krummen
 Deckelbeer' up dat Finsterbredd. Un nu
 en Spektakel, een Geslaff un Gejaul!
 Dei fingerdünnen Schwanz' äwerst stünd'n
 piel to Höch!

„Gott fall mi bewohr'n“, dacht de
 Dood, „dit ward jo lewensgefährlich!“

Hei seeg nu of, wo de Döl dor binnen

nah den Gefenküttel greep.

Dor kün de Dood mit sin Klapper-
 been'n gor nich fitz noog äwer den oll'n
 Tuhn kamen. Nu slög of all dei Husdör
 up, un dei will' Jagd hörr'te in dei düster
 Nacht un Heid rin.

Dei Friedenwille Dood stün achter
 'nen Tuhnposten. Dei Hund'n nehmen
 sin kolle Spoor nich up, dei jagen achter
 'nen Voh her, de süß' dei Höhnerstall' mit
 Döry hac rewendern wullt.

Of de Heidlöper würd' den Dood nich
 gewohr. Hei stün 'nen Dagenblick in
 den Lichtkegel vör dei Husdör — in 'n
 bloten Kopp — un dei Storm tultte in
 den griesen Rübezahlsboort.

As dei Hundstimmen immer wieder
 weg lüden deed'n, äng heit, dicke Tobaksmullen
 um sic rüm, trügg to sinen Grog-
 pott. Em was jo mollig to Stun: buten
 so 'n Wäder un binnen so schön warm —
 un denn de Gerng ut dei Rühr — sowat
 mücht hei för sin Lewen girn! Sei kreeg
 den schwiensleddern Tobakshüdel ut dei
 Foppentash, en vöör Piepen wull hei man
 noch schmäken.

Langsam reed de Dood trügg döry dei
 Heid. Hei was deip in Gedanken, säd sic
 sälwit, dat hei hier to unrechte Tied kamen
 wir. Ditt' oll Heidlöper, dat was jo en
 Dreemaltahgen, de hüt je mit sin acht-
 unachtig Johr' noch männigen Jung'n in
 'n Sad. So un up ditt' Ort güng dat nich,
 den müßt hei mal bi 'ne anner Gelegen-
 heit beluern.

„Hiff! hiff! hiff!“ Dat wir'n dei
 Deckels, dei marachen immer noch achter
 Keinesen her, äwerst ditt' oll Voh, dat
 was of so een', de nich „dot to kriegen“
 was.

Erinnerungskränze*) ☞ Von Friedrich v. Suckow (1844).

Süß ist die Erinnerung der Jugend
 und heilig sind uns die Plätze der Ana-
 benspiele.

An deinem Busen will ich ausruhen
 von der Mühe des Tagewerks, freund-
 liches Barth, wo ich im Plügelkleide

*) S. den Aufsatz „Carl Friedrich von
 Ledebour“ von Dr. Erich Gölzow in der
 heutigen Nummer. D. W.

ging, und deine Töchter mich sanft auf
 dem Arm trugen.

Noch seh ich das Haus der mütterlichen
 Pflegerin, unter dessen Dach ich mit den
 Geschwistern und Gespielen schlief, und
 wo alles mich kindlich und harmlos an-
 lächelte. Es lag an dem großen freien
 Kirchhof, neben der Wohnung des leut-
 seligen Präpöstitus Werner. Seine
 Gattin streichelte mich oft mit ihrer wei-

chen, warmen Hand und gab mir zu
 schmausen, und Ganchen, die älteste
 Tochter, ein sanftes Wesen, das eben die
 Kinderschuhe verließ, sah mich freundlich
 an mit ihren großen, blauen Augen. Die
 jüngste aber, die war meine Gespielin,
 mein Pferd, meine Braut, und der weite,
 große Garten unser täglicher Tummel-
 platz. Malen und ich erzählten uns,
 was wir gegessen hatten, und schwärzten

von der unklugen Behn, dem Schreckgespenst, die immer Erbsen, und noch etwas, im Topf herumtrug, und wußten als Kinder auch schon, was schön schmeckt.

Als ich ein bißchen größer wurde, spielte ich mit Gustav Bremer, und seine Schwestern trugen mich auf dem Arm. Es waren schöne, schlank Mädchen mit Tauben-Sanftmut und lieblich wie der silberne Mond. Am Sonntag ging es auf den Wall, und da saßen die Küchenfrauen. Von allen jungen Mädchen erhielt ich was Schönes.

Als die Mutter früh gestorben war in Bismar, und ich kaum den Fallhut abgelegt hatte, da brachte der Vater, ein schöner städtischer Mann von 12 Zoll im grünen Rock mit Gold besetzt, mich und meine Geschwister nach Barth in das berühmte Institut der Mamsell Pfisterer. Der Vice-Präsident von Breitenstern riet es ihm an, weil seine Kinder Franziska, Mienchen und Frits da wären.

Die alte Dame trug beständig ein schwarzes, hohes, seidenes Kopfszeug mit blanken Zitternadeln und war so sanft und milde wie ein Lämmchen. Ich schlief bei ihr im Bett und spielte in der Schule zu ihren Füßen und machte Kettenstücke von Kockkohwolle und strickte Strumpfbänder für mein Herz. Da saßen die Mädchen alle in Reihen auf kleinen Binsentüßeln und hatten ihre große Nählade auf dem Schoß. In der ersten Reihe saßen Malchen Knuth, meine Schwester Lotthchen, die Wallis, die Rodbertus, die Kräft und die übrigen jungen Kinder der Pension, als da waren: Mienchen Breitenstern, die Mantey, die Tiburtius und andere. Ihre bunten Zeichentücher gefielen mir sehr, die sie sticht, wobei es ab und an ein Kläppchen und rote Backen gab, wenn sie gepreßt hatten, und es wieder aufmachen mußten. In der Mitte prangten stets Adam und Eva an einem Apfelbaum. Die alte Dame war immer milde und schlug nicht. Das tat ihre Adjunctin, Maria Gräff, ein hübsches Mädchen, die auch sogar einen Tagel hatte, womit sie meinen Bruder Carl anklopfte. Aber der Bursche ließ sich nicht viel schlagen von Mädchen und stieß gleich mit den Füßen, weil er schon beim Rektor Mastius ging.

Die Pension war sehr zahlreich, und in den oberen Zimmern stand das ganze Regiment Betten aller jungen Mädchen. Es waren auch ganz Erwachsene und auch Bräute da, wie die v. Platen, welche ein preussischer Hauptmann aus Stettin wegheiratete; wie die Duxtorp, Franziska Breitenstern, die Carlsson und eine Ugedom. Franziska Breitenstern und die Platen hatten mich lieb, und ich spielte oft in ihrer kleinen Stube. Die Carlsson war dagegen immer spröde, und ich mochte sie nicht. Die Duxtorp war eine schöne, hochgewachsene Jungfrau.

Ich ward viel ausgeholt und ausgebeten, um mit den Kindern zu spielen. Da waren Postmeister Schmidt's Haus, die Hudtkerlin Ledebur,

Assessor Borkes, Burg's und wie sie sonst hießen, die Familien. Auch ins Städt ging ich oft mit meiner "Selling" zur Frau Priorin zum Abendtee.

Mein Bruder Carl, meine Schwester und ich, wir alle drei schliefen in Sellings Kammer und nicht oben. Ich sollte eigentlich bei meinem Bruder schlafen, allein ich kroch immer bei Selling ein, und wenn es nicht anders ging, erst des Morgens. Ich war der sieben Alten ihr Schatten und Verzug, da kein so kleines Geschöpf in der ganzen Pension war. Sie gab mir ihre vergoldete Tabaksdose, worin ich Matkäfer sammelte. Sie baute mir Kartenhäuser. Sie schnitt mir Bilder aus. Sie tat Alles, was ich wollte. Oft sagte sie zärtlich zu mir:

„Kommst du einst zu meinem Grabe,
Wo ich meine Ruhestätte habe,
So schreibe in des Grabes Sand:
Diese Alte hab' ich auch gekannt!“

Ich weinte dann, und sie küßte mich in Tränen und tröstete mich, daß es noch nicht so weit wäre. Mein Bruder hatte den Reim aufgeschnappt und spötelte immer über ihn und sagte: „Diese alte Schachtel hab' ich auch gekannt!“ Er war sehr mutwillig, und ihn wollte Mamsell Fischer durchaus nicht behalten. Er ließ sich kaum noch regieren, ging ohne Erlaubnis auf's Eis, spielte Picknahl mit den Schülern und gehorchte nur dem Rektor. Meine Schwester war dagegen die Sanftmut und Lieblichkeit selbst, und ich hing mit Innigkeit an ihr wie an Selling.

Neben uns an wohnte Mamsell Mehger, eine alte Kunkufel, die sehr neugierig war und ihre Nase oft durch das Gitter steckte, wenn wir alle auf der großen Wippe saßen. Dies Vergnügen findet man nirgends in der Welt, als in unserm Pommern, und das Ding muß daher schwedischen Ursprungs sein wie die Juelklapp. Der Hausarzt der Pension war Hofrat Mastius, ein liebevoller Greis im Silberhaar. Einst kränkelte ich auch, und ich mußte auf seine Verordnung alle Morgen ein Erbsen Wein trinken, in den eine Ababarberwurzel in einem Säckchen gehängt war. Ihn gab mir Selling zärtlich ein, wenn ich aufgestanden war.

Am Sonntag Nachmittag bei schönem Wetter ging es auf die alte Burg. Da sprang ich an der Hand von Selling auf den grünen Hügeln herum und suchte Insekten, die ich Gageru brachte, einem Pensionär beim Rektor Mastius. Die einzige Karosse hielt regelmäßig um diese Zeit vor dem Kirchhofe, um die Frau Kätkin aus der Kirche zu holen. Sie war eine hohe Respektsperson im Städtchen, noch weit höher, wie Herr Stuth in den Augen der Schreib-Jugend, und wohnte hiebt am Tore in einem stolzen, weißen Hause, das Ketten einsaßten.

Was meine Kinderfreunden oft trübte, war die Abendzeit, denn ich mußte mit den Sähnern zu Bett. Nur im höchsten Sommer durfte ich etwas länger aufbleiben, und dann ging es in Werner's und Pastor Dohren's Garten, wo ich bunte Abendvögel auf den blühenden Geißblattzweigen fing. Unten beim Pastor

Knuth, die zwei riesige Söhne, von mir und Carl, hatte; Malchen, die einzige Tochter, war meines Bruders kindliche Braut, und er schenkte ihr einst sogar einen silbernen Strichhafen, den der Vater ihm dazu gab. Er besuchte uns alle Jahre, und mein Herz freute sich kindlich über den städtischen Mann, der immer Grün mit Gold trug. Da gab es viel Schönes und blanke Gulden, und ich ritt im Stall auf seinen schnaubenden, schwarzen Kutschpferden, die im Wirtshause standen. Er machte viel Aufsehen im Städtchen und beschenkte alle in der Pension, selbst die Mädchen Lowiesch und Liesch. Mit Selling fuhr ich oft nach Sattel, nach Neuendorf, nach Kenz, aber ich nur allein, als ihr Verzug. Der Herr v. Stumpefeld zu Sattel war ein hübscher, hübscher Mann, und rauchte stolz wie ein Bassa aus einem schönen, braunen Meerschaumer.

Alle Sommer wurde das ganze Haus renoviert und geweißt. Dann spannte Pohlmann seine alten Kracken an, und die ganze Pension rollte auf einem großen, planbedeckten Frachtwagen nach Langenhanshagen, zum Pastor Gräff. Um diese Zeit war auch der berühmte Leipziger Buchhändler Heinrich Gräff da, und seine Frau gebrauchte eine Sommerkur. Mich nahm der Großvater stets in Beschlag und führte mich alle Tage aufs Feld zu den großen Steinen, wo die Vögel nisteten. Er versprach mir immer welche, aber Kinder hält man eben nicht strenge Wort.

Am nächsten Sonntag gewöhnlich schlugen die Bauernknechte „die Tonne ab“. Das war ein Fest. Die Tonne hing an einem langen Strick hoch zwischen zwei Bäumen, und sie ritten im Galopp zu Pferde darunter durch und schlugen mit Knüppeln an die Tonne, bis sie in Stücke war. Wer den Rest herunter schlug, war König.

Wir blieben dort mehrere Wochen, und es ging oft Sonntag nachmittags in die Nachbarschaft. Dann fuhr Alles auf vielen Wagen nach einem großen, stolzen Hof, wo Hahnengefechte gehalten wurden. Zwei junge Herren gaben den Ton an und kamen uns stets zu Pferde entgegen gesprengt. Der eine ritt eine schöne Gelbschede. Es waren städtische Jünglinge und wilde Reiter, die dahinstiegen wie Beduinen in der Wüste. Ihren Familiennamen weiß ich nicht bestimmt anzugeben. War die Saison abgelauten, so packte uns Pohlmann wieder ein und kutscherte uns nach Barth. Wir fanden zu Hause alle Zimmer bräunlich weiß, und Selling ließ Pulver aufbläsen, um Kalbfunst zu ersticken. Dann ging die Schule wieder an, und am andern Morgen kamen die Mädchen mit ihren massiven Nähladen knirschend geströmt.

Das habe ich von Dir in Erinnerung behalten, freundliches, liebliches Barth, und schreibe es dankbar für Dich nieder. Oft schmückst Du meine Träume, und ich möchte anrufen auf Deinem Friedhof, wenn der Tambur schlägt.

(Verfälscht mitgeteilt von B. B.)

Ut 't Bäukersdiapp.

De plattdütische Dagwiser. 1928. Rutgewen vun den Plattdütischen Vereen Bremen. Verlegt von Carl Schünemann in Bremen. Kosten bett hei man blots A 2.50. — Fbr dit Geld hett man 'n ganzes Johr lang an jeden Dag, wenn 'n Blatt afrieten bett, 'ne Freund', un

wenn 't Johr so bi lütten tau Enn' geist, denn freugt man sik all wedder up den netegen Klemmer. — Dit Mal heit het noch Tauwaß krägen, indäm dat dor mank-dörß farwige Kuntstblär' in sind. Un mihrst jedes niege Blatt wiest en schönes Bild up von plattdütische Minschen, Städter un Landshafter; un prächtige Gedichten un sinnige Volkslieder un plattdütischen Schnad un Nadeln un all sowat, wat 'n Plattdütischen Hagen un Freund' makt,

gimwt 't tau läien. Dat is woll wat Schön's! Man blots un' Pommernland is binah gorlich dor in tau sinnen. So as id seihn heww, is dor man blots Pasting Schröder at Stettin mit 'u Gedicht in, süß äwerst von uns Pommern gor-nicks. Id meen', wi süln den Klemmer-mann wat henschiden, hei ward uns woll nich trüchstöten, wenn 't wat orig's is. Dor henkt man ees an, min' leiven Landslüd!
D. B.